

Auf breiten Wegen [Schluss]

Autor(en): **Lang, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gotthardföldat als Skiläufcr. Nach dem Delgemälde von J. C. Kaufmann, Luzern, im Befehl des Herrn Oberstl. Ernst in Pfungen.

fernt gelöst werden muß. Es gilt hinabzusteigen in den tiefen Einschnitt eines wilden Bergbaches und jenseits hinauf bis an den so nahen und doch so weiten, die eigene Stellung flankierenden Grat, ein Sicherheitsposten zu sein in der Flanke seiner Kompagnie oder Meldung zu bringen hinüber zum Standort der Nebenkolonne, die jenseits des Kammes in gleicher Richtung vorgegangen wie wir. Das kostet Kraft und Ausdauer und verlangt guten Willen und Energie; denn gar bald ist man in diesen Gegenden den Vorgesetzten aus den Augen. Aber Freude erfüllt das brave Soldatenherz, wenn der Auftrag geglückt, wenn er Erfolg gebracht!

Viel strengere Episoden aber als der Gebirgsdienst der Infanterie bringt jener der Gebirgsartillerie. J. C. Kaufmann vergegenwärtigt uns im Bild (siehe die zweite Kunstbeilage) den Marsch einer Gebirgsbatterie über den Sanetschpaß, den er selbst mitgemacht hat. Da galt es, die Geschütze

von Hand bergab zu führen in eine geeignete Stellung, um dort das Feuer zu eröffnen. Es ging nicht an, sie von den Tragtieren heruntersaumen zu lassen. In solchen Momenten heißt es Geist und Muskeln anstrengen, Vorsicht zu üben und den besten der schlimmen Wege zu erspähen, auf dem das zwar kleine, aber dennoch schwere Geschütz in Stellung gebracht werden kann. An Seilen und am Richtehebel, am Rohr und in den Speichen müssen sehnige Hände zugreifen, ein Kollern des Geschützes zu verhindern. Aber dann lachen sie alle vergnügt, die wackern Kanoniere, wenn sie, unbemerkt vom Gegner, schußbereit werden und den ersten Donnergruß aus schwindelnder Höhe überraschend hinüber-senden können!

Dies Hochgefühl der Ueberlegenheit überkommt ja auch den Feldartilleristen, wenn er im Glanze der aufsteigenden Sonne, hinter taufrichem Hügelrande auf-fahren und die Geschütze schußbereit machen kann. J. C. Kaufmann hat einen solchen Moment festgehalten im Bild S. 422. Noch schnauben die Pferde vom raschen Galopp, der das Geschütz im Fluge gegen den Hügelrand brachte. Eben ist die Rechtschwenkung vollzogen, das „Ha—alt!“ des Batteriechefs ertönt: im nächsten Augenblick springen die Kanoniere vom Trittbrett und von der Proke und schieben das Geschütz soweit gegen den Hügelrand, daß ein Blick übers Rohr die jenseitige Landstraße erreicht, über die wohl ein Gegner in langer Marschkolonne daherzieht. Die Proke aber fährt dem Walbrand entlang hinunter und seitwärts, wo sie, nicht zu weit ab, um recht rasch bei der Hand zu sein, abgedeckt ist von den Schüssen, die der Batterie gelten.

Und weil zum sonnigen Manöverbild ein Gegenstück gehört, so versteht uns der Militärmaler auch in den Winter und läßt eine Batterie übers Tal hinfeuern, hinüber nach den langgestreckten Wäldern von „Kirchdorf“, in angemessenem, fast feierlich kommandiertem Einzelschuss (siehe S. 423). So klar und nüchtern wie eine Druckseite der Dienstvorschriften für das Feuer!

Kaufmann hat sich auch in der Historienmalerei versucht. Die Uniformen dazu führte ihm lebenswahr die Corporis-Christi-Bruderschaft in Luzern vor, die am Fronleichnamsfeste mit eigenen Geschützen aufmarschiert und die große Prozession mit Geschützdonner begleitet. Da marschierten noch bis vor kurzem Artilleristen und Sappeure mit, die die Uniform von 1870 und früher trugen. Kaufmann hat sich daraus eine Episode von der Grenzbesetzung zurechtgedacht (siehe S. 424), angeregt wohl auch durch Major Heinrich Meiers Schriftchen von der „Grenzbesetzung im Winter 1871 durch das Entlebucher Bataillon“. Denn es sind richtige Entlebucherleute, die blondbärtig und den Mundbrenner (kurze Pfeife) im Munde, am Wachtfeuer kauern. Im meldenden Feldwachkommandanten glaubt man einen ehemaligen Offizier des Entlebucherbataillons zu erkennen, der, wenn auch anno 1871 noch nicht dabei, seither doch schon ins Landwehralter hinübergerückt ist, was jedem beschieden ist, der diesen Wendepunkt des Lebens erlebt.

R. Z., Luzern.

Auf breiten Wegen.

Nachdruck verboten.

Reiseplaudereien eines wandernden Schauspielers. Herausgegeben von Hermann Lang, Zürich.

(Schluß).

Als man sich nach dem Dessert auf der Veranda an beliebigen Tischchen niederließ, hatten wir uns bereits begrüßt, und ihrer beider Freude, mich zu sehen, war so groß, wie die meine, sie zu haben. Sein Freudenanfall, der immer in neuen „Donnerwetters“ und „Gotterverdammmichs, das freunt mich!“ explodierte, hatte freilich noch einen andern Grund als lediglich den meines Anblickes. Als wir in bequemen Rohr-sesseln vergnügt und verdauend um die runden Marmortisch-

chen beim Kaffee saßen und im fröhlichen Geplauder eine Pause eingetreten war, fuhr er mit einem Mal, als sei ihm der Gedanke gerade eben in den Kopf gekommen, auf:

„Du, ja, gut, daß du da bist! Kannst gleich ein gutes Werk tun! Da ist jüngst einer armen Witwe die Hütte verbrannt. Mitleidige Seelen taten sich zusammen, arrangierten ein Wohltätigkeitskonzert, zu dem alles vorhanden, nur keine Mitwirkenden. Ich singe, meine Frau begleitet, ein Herr spielt

Violine, eine Dame Klavier. Das ist aber für einen ganzen Abend zu eintönig. Du wirfst nun deinem Herzen einen Ruck geben und heut' abend etwas deklamieren: darob wird große Freude sein in Trojas Hallen!"

Meine Einwände in punkto Mangel entsprechender Toilette wurden von ihm mit dem Hinweis, daß man sich in einer Kur- und Touristenortschaft befände, rundweg abgelehnt. Und als es seine junge Frau auch noch selbstverständlich fand, sagte ich ja und stand abends als eingeschobene Nummer auf dem provisorischen Podium im großen Festsaal, nachdem wir nachmittags einen prächtigen Spaziergang gemacht hatten Zweilütschinen zu. Der Saal war dicht besetzt. Das Mitleid hatte wohl die wenigsten hergetrieben, umsomehr aber die Sucht nach Abwechslung und die Freude, mal wieder Toilette machen und zeigen zu können. Denn man sah besonders die Damen gepuzter, als sie es wohl daheim bei derlei Anlässen sein mochten. Nun, am Ende blieb es sich ja gleich, warum die Leute ihr Geldstück gaben, wenn sie es nur gaben! Der armen Frau war doch etwas geholfen.

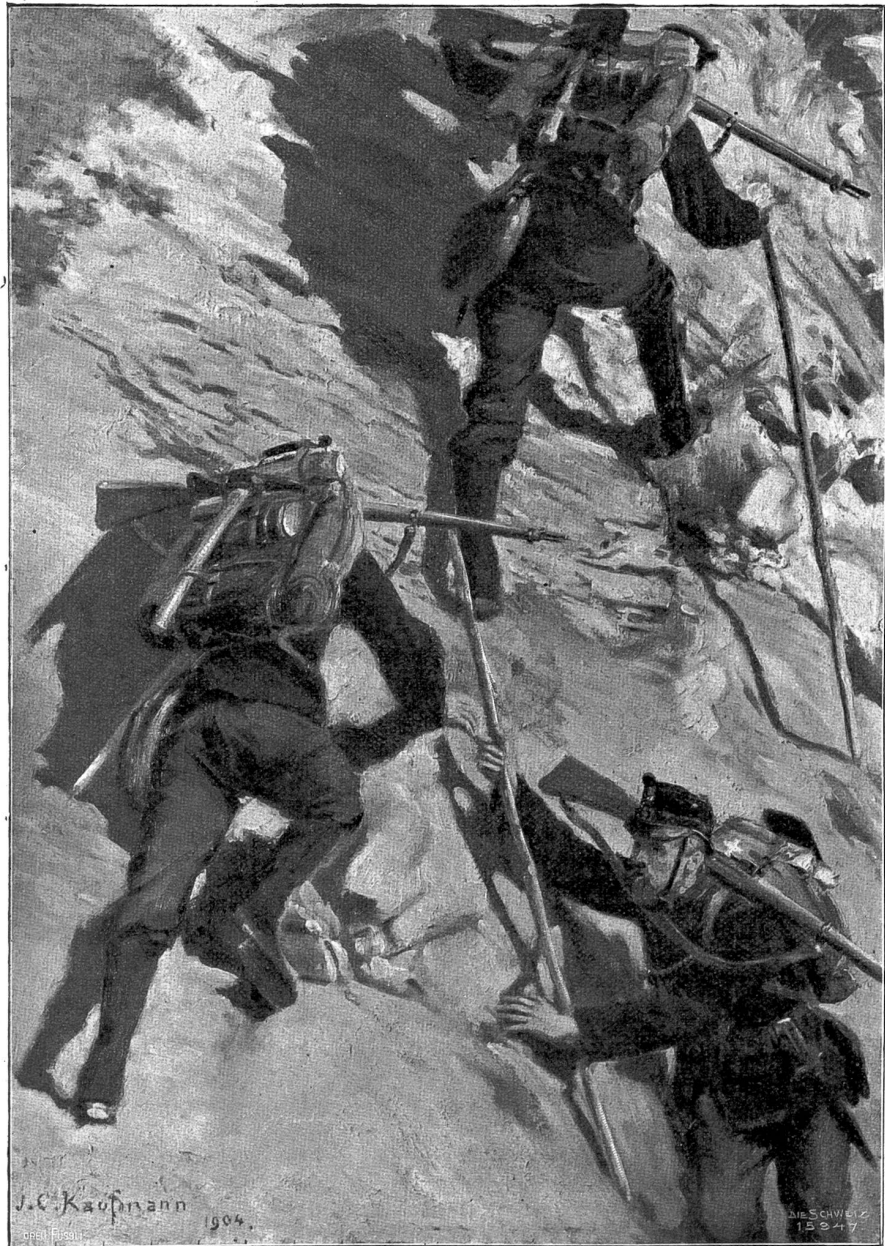
Meine helle Freude hatte ich mit den andern an der schönen, weichen und reichen Baritonstimme meines Bekannten und an dem sinnvollen, feinen Spiel seiner Frau. Auch die beiden andern erwiesen sich als respektable Talente. So war ich bald in Stimmung und stellte mich, trotz meinem wenig einem Deklamator entsprechenden Auftreten, auf Thespis Wagen, um mit donnernder Epik die Hörer zu erschüttern und mit zart-feiner Lyrik in ihre Seelen zu flüstern. Das verehrliche Publikum schonte seine Hände nicht, um von jedem Mitwirkenden eine Dreingabe zu erzwingen. Endlich mußten auch die Unersättlichsten sich zufrieden geben. Die letzten Klänge verhalten in der hohen Wölbung des Saales. Die Pianistin hatte ihr letztes Stück gespielt.

Doch, hatte ich geglaubt, daß mit dem Konzert die Bedürfnisse der Anwesenden befriedigt seien, sah ich mich bald eines andern belehrt. Man traf Vorbereitungen zum Tanze. Die Gesellschaft zerstreute sich in die Nebenräume. Bald hüpfte die Melodie eines Walzers über das glatte Parkett, zierliche Damenfüßchen schlugen nervös den Takt, die ersten Paare drehten sich der spiegelbefeideten, lichterstrahlenden Wand entlang. Immer mehr verschlungene Menschen lösten sich aus den schweren, dunkelroten Blüschportieren der Saloneingänge, um im Takt sich zu wiegen und in seligem Vergessen — oder Nichtvergeffen — aller Erdschwere dahinzugleiten. Auch mir war die leichte Musik in die berggewohnten Beine gejackt, und so walzte ich denn

immer leidenschaftlicher, den Arm um die biegsame Taille einer freundlichen Brünetten gelegt, in eine andere Welt hinein. Bald ließ ich keine Tour mehr aus und wunderte mich nur, daß meine Muskeln nach dem anstrengenden Wandern nicht streiften, sondern so tapfer standhielten.

Als ich, nach einem wilden Galopp mit der ältlichen, aber temperamentvollen Pianistin, wieder einmal an unsern Tisch zurückkehrte, hatte sich unsere Gesellschaft inzwischen bedeutend vermehrt. Der Kellner trug eben einen Kühler herbei, aus dem die goldenen Hälse schimmernd sich reckten. Des Sängers Gattin hatte neben mir gegessen; nun saß zwischen uns ein stämmiger Backfisch, der mich aus hochrotem Gesicht verlegen lächelnd anschaute, als ich, mich verbeugend und vorstellend, meinen Platz einnahm.

Dies Gesicht mußte ich doch schon irgendwo gesehen haben? Richtig, heute morgen auf dem Abstieg von der Großen Scheidegg! Da bemerkte ich auch ihre Eltern auf der andern Tisch-



Schwieriger Aufstieg (Gotthardinfanterie). Nach dem Gemälde von J. C. Kaufmann, Luzern, im Besitz des Künstlers.

seite, allerdings mit weniger verdrossenen Gesichtern als auf der sonnigen Wanderung. Sie waren mir bei der vorangegangenen flüchtigen Vorstellung nicht aufgefallen. Eben wollte ich dem hübschen jungen Mädchen meine Freude über den günstigen Zufall unseres Zusammentreffens ausdrücken, als die Sängergemahlin sich hintenüberbog und mit schalkhaftem Lächeln sagte: „In Ihren Schutz empfehle ich diese Knospe! Sie hat Vertrauen zu Ihnen!“

Eine Purpurwelle schoß dem Mädchen in das gesunde, etwas derb geschnittene Gesicht, und verlegen senkte sie die Lider, die sie erst wieder schüchtern hob, als ich von unserer Begegnung sprach und sie nach ihrer Tour fragte. Bald hatte sie alle Verlegenheit verloren, und frei und munter sprudelten die Worte von den roten Lippen. Sie war froh, sprechen zu können, wie sie wollte, und ihre Augen leuchteten, als sie den Ausblick auf der Großen Scheidegg schilderte. Sie hatten bis Rosenlauri gewollt; aber die Eltern seien zu müd gewesen, da seien sie umgekehrt und noch rechtzeitig zum Konzert gekommen, was sie sehr gefreut habe; denn es hab' ihr „schrecklich gut“ gefallen. „Herr W. singt hinreißend,“ meinte sie mit einem glänzenden Augenaufschlag, als empfände sie im selben Augenblick noch einmal den Genuß seiner Stimme. Auch die Pianistin und der Geiger hätten „reizend“ gespielt. „Ich war ganz weg!“ gestand sie verzückt. Und in der Begeisterung ihrer übervollen jungen Seele fuhr sie fort: „Und... und...“ Aber da blieb sie stecken, vermutlich in dem Bekenntnis ihres Eindruckes, den meine Darbietung auf sie gemacht. Rasch errötend senkte sie das braunhaarumwirte Köpfchen und lächelte still vor sich hin.

„Nun, und ich?“ lachte ich. „Will's nicht über die Zunge? Da müssen Sie was Gutes haben sagen wollen!“

Aber flink schaute sie auf und versicherte eifrig:

„O nein, im Gegenteil!“

„Na, dann mal heraus damit! Ich unterwerf' mich Ihrem Richterspruch in Demut!“

„Es hat mir gut gefallen,“ sagte sie einfach. Die Röte hauchte wiederum über ihre zarte Haut; aber mit offenen, hellen Augen schaute sie mich an.

Jemand hielt eine kurze Rede; darauf wurde angestoßen. Dann plauderte man mit diesen und jenen. Und als wieder einige Takte eines Straußwalzers in den Salon schlüpfen, da fragte ich das Mädchen, ob es einen Tanz mit mir wagen wolle. Freudig bejahend sprang es auf, legte die Fingerspitzen auf meinen gebotenen Arm, und wir eilten davon.

Sie walzte ausgezeichnet. Mein Kompliment nahm sie strahlend hin.

Es war spät geworden. Man dachte an die Ruhe und verabschiedete sich. Ich war froh, noch den kurzen Gang durch die sternenhelle Nacht nach meinem Hotel tun zu können.

3. August.

Tief in den Morgen hinein hatte ich geschlafen, als ich, vom Frühstück kommend, meine Bekannten traf, um mit ihnen bis zum Mittagessen zu spazieren. Beide waren, wie ich, frisch und munter, und so dehnte sich unser Weg sehr in die Länge.

„Nun hab' ich das Sitzen hier gerade satt!“ seufzte der Bariton. „Ich bin froh, wenn wir erst wieder weiter kommen. Uebrigens, wann gehst du und wohin?“

„Nach Tisch fahr' ich nach Alpigeln, gehe zu Fuß auf die Kleine Scheidegg, dann runter nach Lauterbrunnen, rauf nach Mürren, wo ich übernachtete, um andern Tags nach Interlaken zu wandern...“

„Topp, Junge, die Partie machen wir zusammen! Eben denselben Plan haben auch wir. Von Interlaken aus reisen wir beide dann in den Schwarzwald, um noch ein wenig Tanzenluft zu schnappen, damit's Flöten besser geht!“ Eine breite Freude glänzte auf seinem scharfgeschnittenen Gesicht, und seine schöne Frau stimmte lebhaft bei mit freundlichem Lächeln und ebensolchen Worten. Da gab ich denn, wenn auch ungerne, meinen bis jetzt ausgeführten Plan des Alleinwanderns für den Rest meiner Tour auf und suchte meiner Freude über dies

glückliche Zusammentreffen unserer Absichten Ausdruck zu geben. Wir kamen überein, gleich nach Tische zu fahren, um noch bei Tag nach Mürren zu kommen.

Ins Hotel zurückgekehrt, fand ich in meinem Zimmer ein Briefchen auf dem grünüberzogenen Tische liegen. Damenschrift! Fünfer-Marke! Also von hier? Neugierig öffnete ich den Umschlag und faltete das veilchenparfümierte goldberänderte Kosablatt auseinander und las mit wachsendem Staunen, das langsam in ein Lächeln überging, die steile, noch nicht entwickelte, aber sorgfältige Schrift:

Sei mir, Sonne, gegrüßt!

War es ein Traum oder Wirklichkeit, daß dieser Abend war, daß er so war, wie ich sein Bild in meiner Seele trage? Ich möchte ja singen, jubeln, tanzen vor Glück, und ich möchte still am Fenster sitzen, in die Nacht hinaus schauen und weinen! ... Ach, der Tag hat so schön begonnen und so herrlich geendet! Droben auf dem Berge sah ich Sie, und abends hörte ich Sie und lernte Sie kennen! Und dann die Musik, die Lieder, Ihr Vortrag, das graufig schöne Hegenlied! Und später der Tanz, das Gespräch, das Licht, die Freude ... Ach, mir brennt der Kopf und klopft das Herz, und ich weiß nicht, was das ist! Aber als ich vorhin am Fenster stand, da hörte ich aus dem Traum der Nacht das Lied Mignons: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ Ach! Und da wurde mir auf einmal so schrecklich weh! Aber ich weiß nun, was es ist — die Sehnsucht! Ich muß Ihnen schreiben — die Stunden waren so herrlich — die Nacht ist so schön, mein Herz so voll — Ach! Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide —

Diskretion Ehrensache!

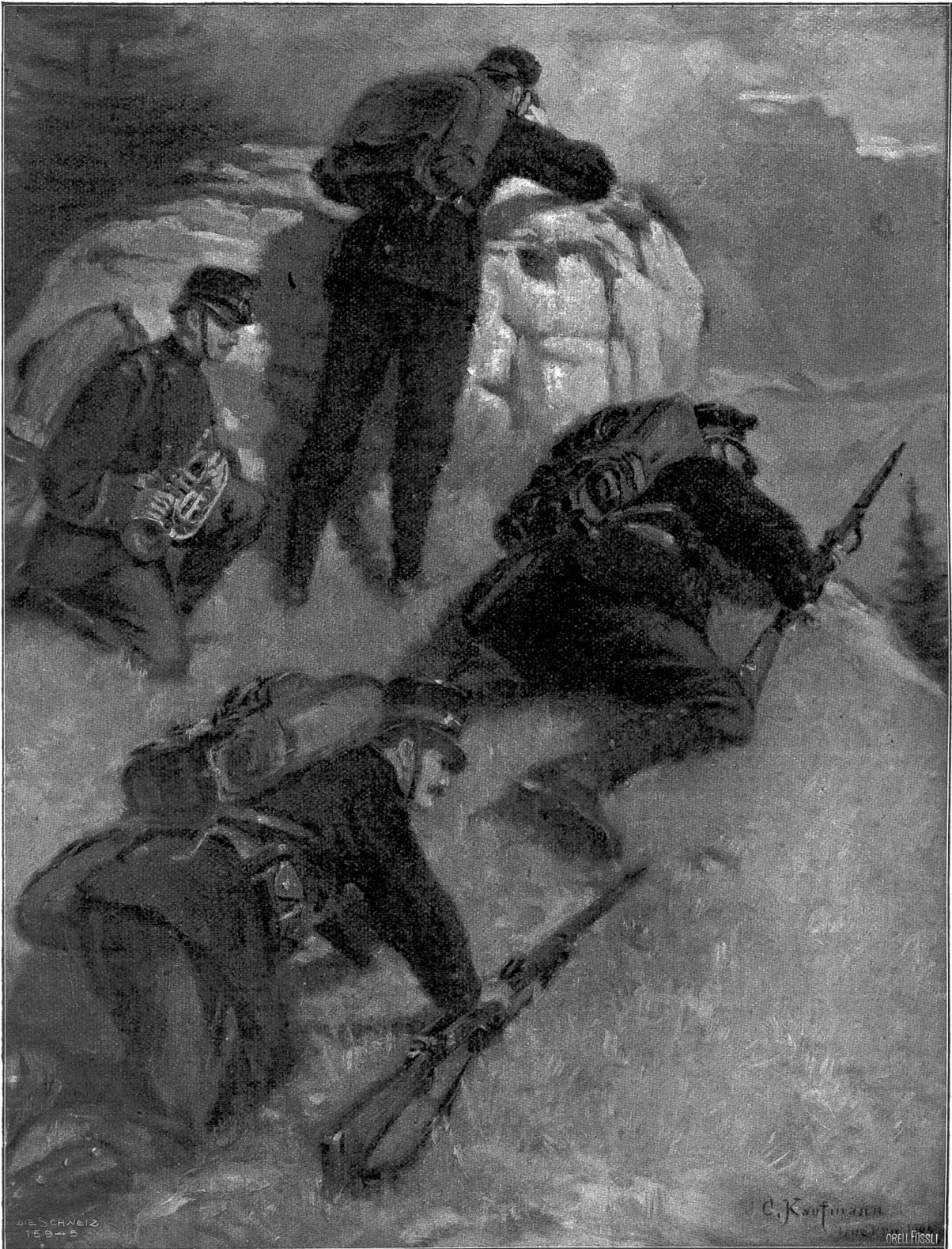
Ihre Marta.

Der Brief zwang mich zum Lachen. Und doch, ich wurde bald ernst. Es ist etwas Lächerliches, Kindisches und etwas Ergreifendes, Tiefestes um eine schwärmende Mädchenseele! Die dämmernde Ahnung von der kommenden Offenbarung ihres wahren Lebens in der Liebe zittert sehnsüchtig durch die junge Brust des werdenden Weibes. Das schwärmerische Gefühl eines jungen Mädchens ist die Morgenröte am reinen Himmel seiner Seele, ehe die Sonne der Liebe aufgeht mit ihrem Leuchten und Leben und Glück!

Warum Mädchen besonders für Künstler und Priester schwärmen? Weil diese ihnen die Gestalten ihrer idealen Traumwelt verkörpern. Weil die Künstler ihnen aus einem idealen Reiche, aus dem der Kunst, die Priester aus dem der Religion, die beide, wirklichkeitsfern, der erträumten Welt einer Mädchenseele näherkommen, entgegentreten und darum von ihnen verklärt werden. Kunst und Religion geben deren Jüngern eine Weihe und einen Nimbus, die ihr Menschsein, ihre Menschlichkeit sozusagen wegblenden und sie zu höhern Wesen erheben in den Augen dieser vom Zauber ihrer eigenen Welt noch gefangenen, zum wahren Leben erst erwachenden Kinder — Die Tischglocke lärmte in meine Betrachtungen.

Als ich mit andern den Speisesaal betrat, erblickte ich sofort Marta. Halbversteckt hinter ihrer Mutter, schaute sie aufmerksam nach der Türe. Als sie meiner ansichtig wurde und meine Blicke auf sich gerichtet sah, wurde sie über und über rot, senkte rasch den hübschen Kopf und erwiderte nur kurz meinen Gruß. Während der Tafel jedoch lugte sie immer wieder einmal schüchtern nach mir her, und als ich lächelnd einen ihrer Blicke auffing und ihr ermunternd zunicke, da sonnte es über ihr frisches Gesichtchen, und vergnügt guckte sie nun in die Welt.

Da wir mit dem Zug fort wollten, hatten wir kaum Zeit, nach Tisch den Kaffee zu schlürfen. Als wir uns bei Martas Eltern verabschiedeten, wehrten sie ab, da sie uns an die Bahn zu begleiten wünschten. Auf dem Weg dahin machte ich mich an Martas Seite, die bis jetzt meiner Nähe schüchtern ausgewichen war. Ich drückte ihr feines Händchen, dankte ihr für das Schreiben, versicherte sie meiner Diskretion und bedauerte nur, nicht länger bleiben zu können. Also beruhigt, atmete sie auf, wurde froh und gesprächig, und als wir uns am



Schützen im Gebirge. Nach der Delstudie von J. C. Kaufmann, Luzern,
im Besitz des Herrn Dr. C. Escher, Zürich.



„Batterie halt!“ Nach dem Aquarell von J. G. Kaufmann, Luzern, im Besitz des Herrn A. Reinhardt, Megardien.

Bahnhof zum Abschied die Hände reichten, da glänzte ein feuchter Schimmer in ihren schönen Augen; aber um den frisch-roten Mund zuckte ein glückliches Lächeln. Bis der Zug in die Biegung fuhr, stand sie auf dem Bahnsteig und winkte — winkte einem Traumbild nach, über das sie einst lachen wird, wenn das Leben in ihrer Seele wird erwacht sein!

Unser Wagenabteil war gedrängt voll; aber ein Luftzug strich durch die Schwüle. Ein Panorama wuchs immer größer und schöner in unsere Blicke, je höher wir kamen. In Alpigeln waren wir drei die einzigen, die den Zug verließen, um den heißen Höhenweg nach der Kleinen Scheidegg zu Fuß zurückzulegen. Endlos in anhaltender Steigung zieht sich der schlechte, holperige Pfad dahin. Es scheint, daß man es nicht der Mühe wert hält, den Touristen die Wege etwas zu ebnen, wenn nebenan die Bahnschienen sich hinaufziehen. Natürlich, die Hoteliers nehmen auch lieber den gepukten Inhalt des Waggonns in Empfang, der mit Koffern und einem tüchtiggefüllten Geldbeutel anrückt, als den Touristen, der mühsam neben dem Schienenweg herläuft und all sein Hab und Gut im Rucksack auf seinem Buckel trägt! So sind fast überall da im Gebirge die Fuß- und Saumpfade vernachlässigt, wo Eisenbahnen, Zahnradbahnen oder Poststraßen führen.

Die Mittagssonne brannte glühend auf unsere Köpfe. Eine reglose heiße Luft brütete über den saftlosen braunen Mattenhängen und dem grauen Gestein. Sie beengte den Atem und trocknete die Kehlen aus. Nirgends war ein Bach, eine Quelle, und ehe wir eine Stunde gegangen waren, stöhnten wir alle drei nach einem Trunk. Wir hatten nichts mitgenommen, da wir hofften Durst und Hunger unterwegs stillen zu können. Alles Leben starb in dieser Brut Hitze, die den Körper ermüdete

und die Seele lähmte. Fast farblos standen Hügel und Berge in den blauen Himmel — nur Sonne, Sonne! Die wenigen Bäume am Wege warfen nur warmen Schatten. Näher und näher rückten Giger, Mönch und Jungfrau; aber apathisch wie wir waren, machte die schöne Formation der Berge und die erhöhte Pracht des Bildes keinen tiefen Eindruck, wenngleich es uns etwas belebte. Endlich begann der steilere Aufstieg zum Hotel. Als wir ihm nahelamen, hüpfte und lachte uns das Leben wieder in die Seele. Auf einem Mattenbuckel am Weg lagerte ein Mädchenpensionat. In ausgelassenem Mutwillen freuten sie sich der Höhenfreiheit und versäumten nicht, über unsern Aufzug ihre Bemerkungen zu machen. Aber im nahen Ausblick auf Ruhe und Labung nahmen wir lachend die neckenden Sticheleien der spitzen Zungen hin und taten unverdrossen noch die paar Schritte zum Hotel. Eine Tafel mit einer Richtung weisenden Hand grüßte uns entgegen und machte uns darauf aufmerksam, daß wir uns einmal Rechenschaft geben über unsere Ansprüche und den Bestand unserer Kasse.

„Für bescheidene Ansprüche!“ stand auf der Tafel. Ich mußte laut auf lachen, und doch ärgerte ich mich in allen Farben! Als ob man da heraufläme, um zu fressen und zu saufen! Als ob man da oben auf ein gutes Diner spekulierte und nicht, trotz dem Goldstück in der Tasche und ohne es nötig zu haben, sich zu „bescheidenen Ansprüchen“ bekennen zu müssen, auch mit nichts oder einem Butterbrot sich begnügen könnte, weil die Schönheit der Berge einem die Seele füllt und die leiblichen Bedürfnisse ebenfogut mit einem Käse als mit einem Braten befriedigt werden können! Aber so ist's! Die Eisenbahnen schleppen den ganzen Kulturplunder mitsamt den Hanswürsten der Gesellschaft in die Gebirgswelt. Wo



Geschützrichten. Nach dem Aquarell von S. C. Kaufmann, Luzern, im Besitze des Herrn A. Reinhardt, Mezandrien.

früher eine rohgearbeitete Blockhütte aus dem Boden wuchs, in der man mit einem Stück Schwarzbrot, mit Milch und Butter seinen Magen beschwichtigen, im Heu ausruhen und sich freuen konnte, einmal frei und ledig aller Kulturbedürfnisse zu sein, ganz in der Natur, mit ihr zu leben, da stehen heute sechsstöckige Hotels „mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet“. Zimmer für die Modepuppen, die in elegantem Gesellschaftsanzug und in Grande toilette sich heraufbefördern lassen! Diners, Soupers und Dejeuners für verwöhnte Vielstraße und Gourmands! Gesellschaftssäle, Spielzimmer u. s. w., um der blasferten Salonplebs die Zeit zu kürzen hier oben in der Langweiligkeit der Berge, auf die sie sich der Mode und der Renommisterei zuliebe verbannt hat! So ist einem denn auf der Kleinen Scheidegg der Eindruck recht verpfuscht. Man glaubt in einem Kurort zu sein. Hotels, Anlagen, Pavillons, Bahnhof, Züge, Wagen, Menschen mit Lackshuhen, Tennisanzug, seidnen Schirmen u. s. w.! Und dieser elende Kulturschwindel in dieser Erhabenheit, Großartigkeit einer gewaltigen Gebirgswelt! Man schämt sich fast vor der Keuschheit und reinen Hoheit der Jungfrau, in diesem Narrentreiben einer verlogenen Welt sich ihr zu nahen. Inmitten dieses kalten Lebens und Treibens der wimmelnden internationalen Gäste hatte ich das Gefühl des Fremdseins und des Ekels. Mich überkam eine Sehnsucht — dort hinüber in die Berge, in die Natur, in die Heimat! Heraus aus dieser Schein- und Maskenwelt, welche die große Albernheit ihres lügenhaften Getues in der stolzen, sieghaften Wahrheit der Natur nicht empfindet!

Wir blieben nicht lange; denn auch meine Begleiter fühlten so. Besonders die junge Frau war geärgert und wünschte, von einem einsamen Plätzchen aus die Herrlichkeit der Berge auf sich wirken zu lassen. So stiegen wir ab, einen bessern Weg

über Wengernalp. Von dort hatten wir einen Blick auf das Gesamtbild der Szenerie mit den gewaltig aufsteigenden Bergen von Eiger, Mönch und Jungfrau. In wunderbarer Reinheit hoben sich die herrlichen Formen der Jungfrau mit den Schneefeldern vom tiefblauen Himmel ab. Eismassen rissen sich drüben hin und wieder von den Hängen los und stürzten mit donnerndem Krachen, das das Echo wachstief, in die Tiefe. Schatten blauten in die Felsen und Firne; aus dem schluchtigen Trümmletental grünt die Matten, und schwarze Tannen drängten sich in den Talbuchten. Wir genossen lang und tief.

Der Abstieg wurde steil und schlecht, der Pfad wieder ganz erbärmlich — natürlich, oben ging der Schienenweg! Unterwegs verlangten wir in einer Blockhütte Milch: kein Tropfen war zu bekommen! Alle Milch wird in die Hotels gebracht. So habe ich auf der ganzen Wanderung nur selten ein Glas Milch bekommen können, da die Hotels die Abnehmer sind. Mit schönem Ausblick stiegen wir von Wengen ins Lauterbrunnental ab. Die Sonne schien nur noch auf den Höhen, im engen Tal lag der Abend.

Ursprünglich wollten wir zu Fuß nach Mürren; aber Frau W. war zu müde. Zudem wollten wir bei Tag noch in Mürren sein, und so beschloßen wir mit der Bahn zu fahren. Steil ziehen sich die Wagen hinauf und hinunter. In halber Höhe, als der Wagen aus einem dunkeln Tannenforst fuhr, überraschte uns ein Bild von zauberhafter, feierlicher Schönheit. Eiger, Mönch und Jungfrau glühten im roten Licht der sinkenden Sonne vom tiefen reinen Abendhimmel. Nicht ein wildes Aufflammen und Flackern — ein ruhig feierliches Leuchten der sonneglühenden Schneeberge, während überall Tal und Tiefe wie die niedern Berge im violett-blauen Schatten des Abends lagen. Alpenglüh — der Reflex des ganzen zusammenge-



Grenzbefetzung 1870/71. Nach dem Delgemälde von S. C. Kaufmann, Luzern, im Besitz des Herrn de Borel, Schweiz. Konsul in St. Franzisko.

faßten Lebens in einem letzten erhabenen Aufleuchten — dann ein großes, schönes Sterben, und totenbleich starren die Berge zum nächtlichen Himmel!

Wir fuhren auf dem Hochplateau nach Mürren, als die ersten Sterne aufblitzten. Reges Leben war um den Bahnhof und die Hotels. Wir fanden einen guten Unterschluß und ergingen uns dann noch etwas in der herrlichen Höhe, die steil zum Lauterbrunnental abfällt, aus dem sich gegenüber die steinfaltige Kutte des „Schwarzen Mönch“ düster erhebt.

Ich hatte ein schönes Eckzimmer mit freier Aussicht. Fast die ganze Kette der Eisberge des Berner Oberlandes lag vor mir. Drüber stand der Mond und goß sein mildes Licht auf die Gipfel und Rücken die Felsen herab, sodaß der Zauber einer ersten wunderbaren Schönheit in meine Seele strömte und sie erbeben machte. Wie ich aber so am Fenster saß, hinausträumte in die stille Nacht, da drückte die Erinnerung mir die Augen zu und führte mich all die Wege zurück, die ich gegangen. Ich machte Halt bei all den Menschen, die ich getroffen und die aus ihrer Seele mir etwas zu geben vermocht hatten. Ich machte Halt an allen Plätzchen, wo ich ergriffen gestanden hatte im Banne der Natur, der Schönheit. Ich ging durch die prächtigen Täler, grüßte Bäche, Blumen und Forste, wanderte durch Schluchten, stieg hinauf zu den einsamen Höhen der Schneeberge und beugte meine Knie vor der Majestät der Größe. Ich sprang über die klaffenden Spalten des Gletschers und eilte die Fußwege hinab über schäumende Wasser; auf staubigen Straßen ging ich an den romantischen Ufern des blauen Sees entlang und kam an den Ort, von wo ich die Reise begonnen. Es war Nacht, schöne, ernste Mondnacht. Ich saß am Ufer und blickte in das Glimmern der kleinen Wellen. Aber ich war nicht allein. Das Leben, die Jugend, die Liebe schmiegteln sich an mein Herz, und zwei wunderschöne Sterne gaben eine Seele in meine Seele, daß sie erbebt in Glück und Weh. In Weh — denn ich durfte die andere nicht behalten. Aber ich hielt die mit starken Armen umschlungen, die

sie mir schenken wollte. Unsere Wangen glühten ineinander, unsere Lippen tranken die Liebe, und unsere Blicke träumten das Glück, dessen mildes Lächeln in unsere Herzen sonnte, daß es immer heller wurde. Und es ward Tag. Wir saßen in einem Nachen, den sanft die Wellen wiegten über einen kleinen blauen See. Vom Himmel schien die Sonne, die in Millionen Lichtern auf dem leichtbewegten Wasser blühte und uns mit ihrem warmen hellen Licht erfüllte. Ich kniete vor ihr, schaute in die großen reinen Augen und war glücklich. Da lächelte sie und sprach: „Nun haben wir uns doch! Wie waren wir beide so hoffnungslos! Nun bleiben wir beisammen, immer, immer!“ Ich nickte nur, lauschte auf ihre Stimme, auf das pochende Glück in meiner Brust und trank das reine Licht ihrer Liebe, das in innigem Leuchten aus ihren Augen brach. Da — plötzlich hob eine starke Woge den Nachen, und er schlug um — und ich wachte auf.

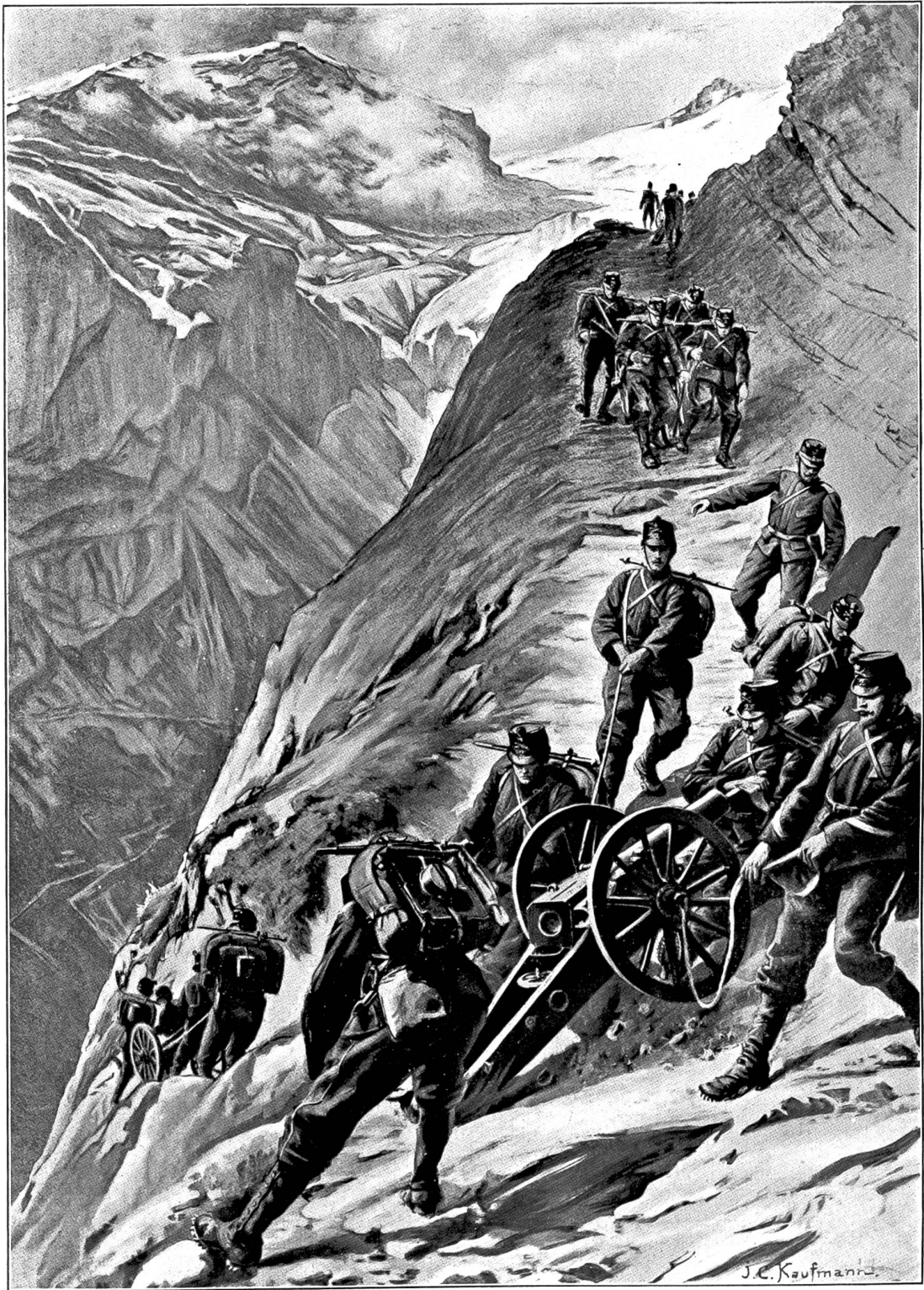
Ich war am Fenster eingeschlafen. Ein starker, kalter Windzug, der von den Eisbergen wehte, hatte mich aus Traum und Schlaf geweckt.

4. August.

Um sechs Uhr waren wir bereits auf dem Weg nach Lauterbrunnen. Die Morgensonne lag auf dem Schnee der Berge. In den Schluchten der Ostkette verdampften die letzten Nachtnebel, und langsam schimmerten auch ihre Gipfel im warmen Sonnengold.

Meine Reisebegleiter hatten gut geruht. Wir waren frisch, genossen noch einmal ganz und voll den Ausblick vom Plateau und begannen den erbärmlichen Abstieg auf total vernachlässigtem Pfad. Nach ermüdendem Wandern kamen wir in Lauterbrunnen an. Schön, im engen herrlichen Tal gelegen, besitzt es viele Partien von hervorragend malerischem Reiz. Der Staubach hatte leider nur wenig Wasser und hätte solchergestalt Goethe kaum zu seinem „Gesang der Geister über den Wassern“ begeistert.

Die Sonne war schon ins Tal gedrungen, als wir die



Uebergang von Gebirgsartillerie über den Sanetschpass (Herunterschleppen der Geschütze).
Nach der Originalzeichnung von Joseph Clemens Kaufmann, Luzern.

staubige Fahrstraße nach Zweiflüttschinen gingen. Glücklicherweise hatten wir viel Schatten, und aus dem Gebirgsfluß stieg eine angenehme Kühle. Erst als wir Wilderswil im Rücken hatten, brannte die Sonne hartnäckig auf unsere Köpfe, und wir waren froh, als der Weg in die ersten Häuserreihen von Interlaken einbog. Interlaken, weit ab vom Gebirge gelegen, gefällt mir nicht. Der reinste internationale Jahrmärktsummel und -bummel herrscht zur Hauptsaison in den Straßen. Jedenfalls macht es als Endpunkt einer Gebirgswanderung keinen günstigen Eindruck auf den Touristen, während es als Ausgangsstation einem minder mißfallen mag.

Ich begab mich sogleich auf die Post. Unter andern wurden

mir zwei Briefe Irmas eingehändigt, die ich in die Tasche steckte, um sie später mit Gemütsruhe auf dem Schiff zu lesen. Mit der Lektüre der übrigen war ich bald zu Ende. In einem Gasthof nahe der Bahn speiste ich dann mit meinen Begleitern, die noch einen Tag verweilen wollten, ehe sie in den Schwarzwald reisten, zu Mittag. Nachher brachten sie mich ans Schiff, mit dem ich nach Spiez fuhr, um dann mit der Eisenbahn weiter in die französische Schweiz zu reisen, der Einladung von Bekannten folgend, die in einem reizend gelegenen Dorfe des schönen Tales von Gruyère ein Landhaus stehen haben, darinnen mir ein hübsches Stübchen mit prächtiger Aussicht zur Ruhe und Erholung bereit gehalten war.

Reise-Erinnerungen aus Süd-Island.

Mit dreißig Abbildungen, zum größten Teil nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

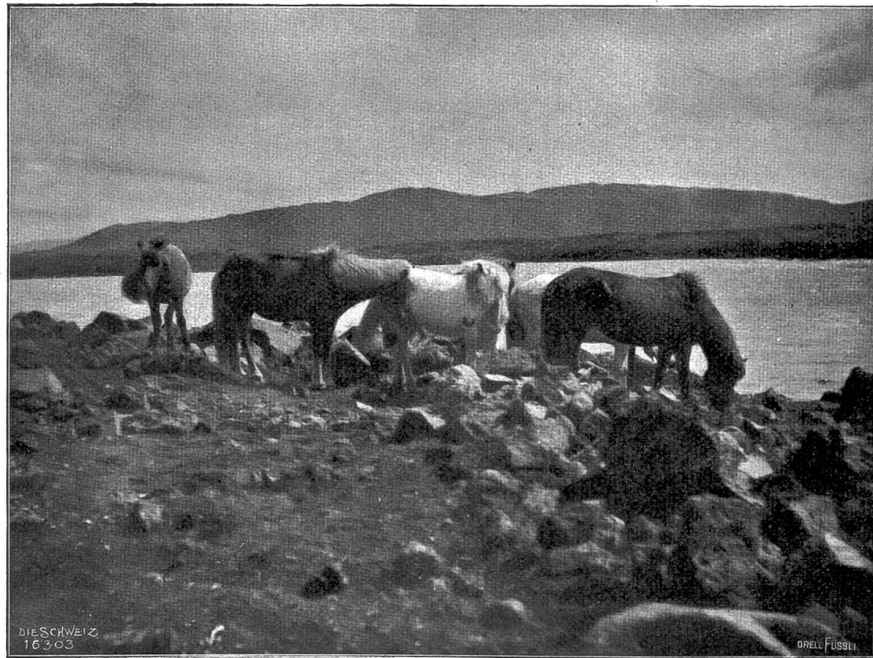
Der Morgen brachte uns herrliches Sommerwetter, aber auch die Entdeckung, daß zwei der Pferde die Füße befreit und sich beim Grasfen soweit entfernt hatten, daß sie unauffindbar waren. Am Abend erst wurden die Ausreißer gefunden, und da sie uns nachgebracht werden sollten, konnten wir endlich wegreiten, nachdem der Himmel wiederum seine Schleusen geöffnet hatte.

Als die Pferde vorgeführt wurden, erschienen an jedem Fenster einige Flachsöpfchen, die uns freundlich zunickten. Der Kinderlegen ist groß in Island: auf all den Gehöften, die wir besuchten oder an denen wir vorbeiritten, krabbelten stets eine Menge von Buben und Mädchen von allen Größen herum; Familien mit zehn bis zwölf Sprößlingen sind absolut keine Ausnahme. Der Familieninn ist sehr stark entwickelt, und es ist ein hervorragender Charakterzug der Isländer, die Verwandtschaft hoch zu halten und zu pflegen. Die Familie und die Abstammung eines jeden sind bis in die fernsten Grade bekannt. Es wird gewöhnlich jeder, auch der Fremde, nach seinem Namen, Alter, seiner Herkunft und seinem Ziele gefragt.

Als erfreulichen Ersatz für meinen durchgebrannten Fuchs brachten mir unsere Führer das schönste und beste Pferd, das wir mitgenommen hatten, ein Pferd, wie es die Reisenden nicht mieten können. Es war das Leibpferd eines Freundes unseres zweiten Führers und ihm während der Abwesenheit seines Besitzers geliehen worden. „Beauty“, wie wir das Pony genannt hatten, war ein vorzüglicher Paßgänger und prangte schon im glatten weichen Sommerfell und schien überhaupt die Bekanntschaft von Bürste und Striegel gemacht zu haben. Die übrigen Pferdchen trugen stellenweise noch das struppige Winterhaar, was nicht gerade sehr schön aussah, und was die zwei vorgenannten nützlichen Gegenstände anbetrifft, so waren die meisten wohl noch nie in Berührung damit gekommen, wie das in Island so üblich ist.

Bald kamen wir zu der Lagá, deren graues Gletscherwasser reizend dahinschoß und die wir rasch passierten, da sie nicht sehr breit ist. Der himmlische Erguß hörte auch wieder auf, und so schnell als möglich ritten wir durch die ziemlich uninteressante, monotone

Gegend. Einmal gab es eine hübsche Aussicht auf den längsten Strom Islands, die mächtige Thjórsá, die, ebenfalls einem Gletscher entspringend, ihre Fluten in einem tiefen Bette zwischen wüstenartigen Landstrichen dahinwälzt, während im Hintergrund der abgestumpfte, schneebedeckte Kegel der Hekla sichtbar wurde. Die letztere erhebt sich ohne wesentliche Vorberge fast unmittelbar aus der weiten Ebene bis zur Höhe von 1590 m und erscheint dank dieser Isoliertheit und ihrer schönen Form, besonders wenn sie mit soviel Schnee bedeckt ist wie in jenem Sommer, viel größer und imponierender, als sie eigentlich ist. Ihr Name bedeutet nicht „Haube“, wie die meisten Autoren angeben, sondern nach Kaalund „Mantel“, nach dem wallenden Nebelmantel, der sie oft umgibt und der einem isländischen Ueberwurf mit Kapuze, der Hekla genannt wird, ähnlich sieht. Sie trug auch an jenem Tage stellenweise einen zerkerten Wolkenträger; doch hofften wir, sie werde ihn ablegen für die Zeit unseres Besuches. Etwa noch eine Viertelstunde vom Fluß entfernt, machten wir Halt bei einem ganz respektabel und behäbig aussehenden „Baer“, Thjórsárhölt. Es war zu spät geworden, um noch das andere Ufer und ein dem Berg näher gelegenes Gehöft zu erreichen. Das Innere hielt freilich nicht, was das Äußere versprochen hatte; es war sehr



Hus Island. Vor dem Durchschwimmen der Thjórsá.